



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

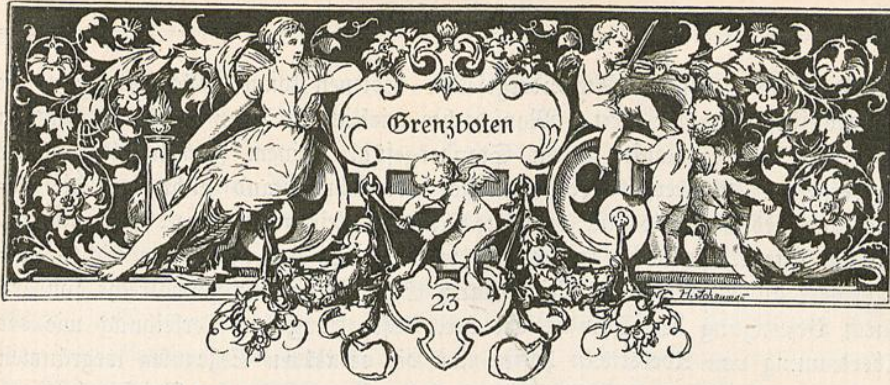
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wir Demokraten

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wir Demokraten



er heute noch leugnen wollte, daß die Zeit immer demokratischer wird, und folglich wir mit ihr, der müßte sich auf eine unterschiedne und wahrscheinlich etwas verächtliche Abfertigung gefaßt machen. Und in der That würde er einen argen Mangel an Beobachtungsgabe verraten. Allerdings nimmt der Prozeß

der Ausglei chung der sozialen Unterschiede einen etwas andern Verlauf, als man sichs früher dachte. Den Grad äußerlicher Gleichstellung, den in Frankreich die große Revolution zuwegegebracht hat, die Herrschaft des Monsieur durch alle Klassen der Bevölkerung ohne Ausnahme, haben wir freilich in Deutschland nicht erreicht. Aber das ist lediglich Formfrage, die Sache ist die Gleichheit, und einerlei, ob sie durch Herabsetzung der ehemals Höhergestellten gewonnen wird, oder durch allgemeine Erhöhung der Niedern, wie in manchen Teilen des einstigen polnischen Reiches, wo jedermann adlich ist, oder wie in Osterreich, wo ein ähnlicher Zustand durch die allgemeine Titulatur „Herr von“ wenigstens angestrebt wird. Und die Tendenz, der Ausglei chung einen höhern Durchschnitt zu Grunde zu legen, niemand in seinen angeborenen Rechten zu verkürzen, sondern die in diesem Sinn Enterbten zu entschädigen, herrscht bei uns unverkennbar vor. Das ist doch auch demokratisch, wenn schon „auf eine andre Art,“ wie es in den Kochbüchern heißt.

Im Revolutionszeitalter bis gegen die Mitte des Jahrhunderts konnte ebenfalls von einer demokratisirenden Strömung gesprochen werden. Man bekämpfte die Vorrechte der Geburt, die Einbildung und Anmaßung des Junkertums, und der aufgeklärte Teil des Adels stand in diesem Kampfe auf Seiten des Bürgertums. „In dem Punkt, Frau Gräfin, entschuldigen sie mich, denk ich bürgerlich, sehr bürgerlich!“ antwortete Franz von Gaudy der Gräfin Sahn-Sahn, die sich darüber aufgehalten hatte, daß sich „ein Baron“ der

Maske eines reisenden Schneidergesellen bedienen könne. Gaudys Wort ist charakteristisch für die Zeit. Man dachte wirklich in allen gebildeten Kreisen bürgerlich, ohne damit seinem Standesgefühl, seinem Familienstolz etwas zu vergeben. Andererseits verhehlte sich der Bürgerstand nicht, daß die Abschaffung des Erbadeis eine verfehlte Maßregel sein würde, weil noch überall, wo die alte Aristokratie ausgerottet worden ist, eine neue, um nichts vorzüglichere aufgeschossen ist. Nicht durch Eingriffe in das Privatrecht, sondern durch Beseitigung der Standesvorrechte, Abschaffung der Verleihung wie der Aberkennung von Adels Titeln hoffte man die veralteten Schranken wegräumen zu können. Gebildete enthielten sich auch der Anwendung der Bristitulationen, die verschiedene Grade des Geborenwerdens voraussetzten, und alte Aristokratinnen, die, in ihren Jugenderinnerungen lebend, einen Bürgerlichen „Euer Wohlbedelgeborenen“ anredeten, wurden belächelt.

Wie ist das anders geworden! Wohl dürfen die auf dem damaligen Standpunkte Verharrenden mit Befriedigung darauf verweisen, daß sogar innerhalb der Partei der absoluten Gleichmacherei die Reichstagsmitglieder bereits eine aristokratische Stellung einnehmen. Aber jener Standpunkt kennzeichnet sich schon dadurch als veraltet, daß auf ihm das Wort Bürger als ein Ehrenname galt, Bürgerfium, Bürgermut, Bürgerstolz als rühmenswerte Eigenschaften. Nun freuen sich die Sozialdemokraten des Triumphes, daß sich gegen die verächtliche Betonung, in der sie die Wörter Bürgerstand, bürgerliche Parteien u. s. w. aussprechen, meist solche verwahren, die wirklich den Bürgerstand als einen bevorrechteten erhalten wollen, und daß auch diese sehr gern aufhören, bürgerlich zu sein, gern das jetzt plebejisch gewordne „Wohlgeborenen“ abschütteln. Bei aller sonstigen Vorliebe für das Französische halten wir uns hierin mehr an das Beispiel Italiens und übertreffen es noch. Der Italiener nennt jeden Ordensbesitzer cavaliere, jeden Edelmann barone, jeden Baron conte und am liebsten jeden, der einen guten Rock trägt, eccellenza. Unfre Höflichkeit ist viel gründlicher, da sie ausspricht, daß der höhere Rang nicht etwa erst verliehen, sondern von Geburt her Eigentum sei. Der Referendar ist, wenn er nicht ein Adelsprädikat führt, wohlgeborenen, mit dem Affessoranzuge wird er plötzlich hochwohlgeborenen u. s. f. Und noch in anderer Weise tritt nachträgliche Verbesserung der Geburt ein. Als Frau Müller geboren wurde, hieß ihr Vater schlechtweg Herr Meyer; später erwarb er den Adel, endlich den Freiherrntitel, und nun steht auf den Karten seiner Tochter „geborene Freiin von Meyer.“ Da es in Deutschland (unseres Wissens) keinen erblichen Ordensadel giebt, so können wir es in einer Beziehung leider Österreich nicht gleichthun. Wenn dort jemand rücksichtslos genug gegen seine Familie ist, von dem durch Verleihung eines Ordens empfangenen Recht auf den erblichen Adel keinen Gebrauch zu machen, so tragen ihm die Kinder das gewöhnlich nicht nach, sind vielmehr so pietätvoll, ihn noch im Grabe erhöhen

zu lassen, woraus für sie dann die Verpflichtung erwächst, sich Edler, Ritter oder Baron zu nennen, und natürlich sind die Töchter ebenfalls „geborne.“ Wir müssen uns damit trösten, daß das arme Österreich nur einen einzigen Geheimrattstitel kennt, Deutschland, vor allem Preußen, dagegen eine Legion von Spielarten. Auch das ist eine demokratische Einrichtung. Denn wie in der Jugendzeit der Telegraphie die Frau eines Beamten, die „Frau Telegraphin“ genannt wurde, gebeten haben soll: „Lassen Sie doch die Töle [weiblicher Hund] weg, und nennen Sie mich schlechtweg Frau Gräfin,“ so lassen der Herr Geheime Kommerzienrat und der Herr Geheime Kanzleirat bescheiden die Kommerzien und die Kanzlei weg und sind schlechtweg Geheimerrat wie der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat. Eine Anerkennung der Gleichberechtigung der Frauen liegt darin, daß man nicht mehr, wie zu Goethes Zeit, Frau Rat sagt und damit ausdrücklich betont, daß der Titel nur dem Manne gebührt, sondern Frau Geheimerätin, Frau Majorin, Frau berittene Gendarmereileutnantin. Die in Österreich erfundenen anmutigen Formen: der Excellenzherr, die Excellenzfrau (vielleicht auch das Excellenzkind?) scheinen bei uns noch keinen Boden gefunden zu haben. Merkwürdig genug! Als Ideal muß uns doch vorschweben, daß jeder anständige Mensch mit Excellenz anzureden wäre, wenn nicht die Majestät des Volks verlangt, daß dieser höhere Titel auf jeden einzelnen übergehe. Vorläufig sind wir nur darüber im unklaren, was der Herr Geheime Kommerzienrat übler vermerken würde, die Anrede mit seinem unverkürzten Titel, die Adresse „Sr. Wohlgeboren“ oder einen Zweifel an seinem Freisinn, seinem Demokratismus.

Wir haben die Orden erwähnt. Über die Franzosen wird häufig gespottet wegen ihres Strebens nach dem roten Bändchen der Ehrenlegion oder nach fremden Ordenszeichen, die an einem roten Bande getragen werden. Allerdings verraten sie darin eine beschränkte Anschauung. Sie wollen zeigen oder glauben machen, daß sie zu der verhältnismäßig geringen Zahl der Auserwählten ihrer Nation gehörten, die nur über ein allgemeines Ehrenzeichen verfügt — denn die Palmen u. s. w. haben doch immer einen Klassenbeigeschmack. Da sind wir abermals viel bessere Demokraten. Wenn das Bändchen nur bunt ist: woher es kommt, wär der Orden, wie Hoffmann von Fallersleben sang, „auch nur ein kleiner, den der kleinste Potentat ersann,“ für welche Art von Verdiensten er verliehen wurde — das macht keinen Unterschied. Das Huhn im Topfe läßt sich nicht leicht verwirklichen, aber so viel Bänder giebt es, daß jedes Knopfloch damit versorgt werden kann, und trägt jeder seine Rosette, so sind wir alle gleich, sie ist die verbesserte Nationalkofarde. Der schon wiederholt aufgetauchte Gedanke, der Staat möge Ordenszeichen, die nicht für besondere, z. B. militärische Verdienste verliehen zu werden pflegen, gegen feste, aber hohe Preise an jedermann verkaufen lassen, wie in Monopolländern Cigarren und Salz, würde schon aus steuerpolitischen Gründen Beachtung ver-

dienen. Denn in diesem Falle müßte sogar Bismarck seinen Ausspruch zurücknehmen, daß man keine Abgabe gern entrichte. Wer sich selbst zu gering schätze oder zu geizig wäre, hätte es sich dann selbst zuzuschreiben, wenn er als Gezeichneter zwischen den Ausgezeichneten umherwandeln, geringschätzig behandelt, ja gemieden würde. Damit wären zugleich die Prozesse, die nach der einen Seite unsre Empörung, nach der andern unser tiefes Mitgefühl erregten, unmöglich gemacht, in denen zu Tage tritt, in wie herzloser Weise gewisse Schwindler, Ordensfalschmünzer die edle Sehnsucht schlichter Bürger auszubeuten sich erfrehen.

Und wen das alles noch nicht überzeugt, der sollte bedenken, daß die heutigen Moden den pudrigen Mann im Vergleich mit der Frau bis zur Grausamkeit stiefmütterlich behandeln. Ein Richard Wagner konnte sich nur in der Stille seines Arbeitszimmers erlauben, in rosa- oder veilschwarzen Atlashörschen zu prangen, jeder Schritt über die Schwelle würde ihn zum Gegenstande rohen Spottes gemacht haben; gemeine Sterbliche dürfen höchstens durch schwefelgelbe oder feuerrote Halstücher und zu kurze Röcke ihr Schönheitsgefühl bekunden, oder durch eine das Ordensband sehr unvollkommen vertretende Kette. Darum fort mit den Surrogaten! Der Mann fordert Gleichberechtigung.

Für den ehemaligen bürgerlichen Liberalismus war eine gewisse Abneigung gegen Uniformen charakteristisch; diese Schwäche kennen wir nicht mehr. Wer nicht so glücklich ist, es bis zum Reserveoffizier gebracht zu haben, wird wenigstens Mitglied eines Ruderklubbs oder einer Radfahrergenossenschaft oder dergleichen, und bekanntlich hat die schönste Leistung im Rudern oder Radeln nur geringen Wert, wenn der Held nicht ein quergestreiftes Hemd oder die vorschriftsmäßige Radleruniform trägt, wogegen besagtes Hemd und korrektes Hiphiphurrafschreien vollauf für mangelhafte Ruderführung entschädigt. Wir haben allerdings schauernd erlebt, daß ein bei Gelegenheit eines Kongresses von „Beizicklern“ in tadellosem Anzug einen öffentlichen Vergnügungsort besuchender junger Herr angerufen wurde, er möge ein Glas Bier bringen, weil er für einen Lakaien gehalten wurde; aber einem solchen Grade von Unbildung wird man nur noch selten begegnen. Und die Thätigkeit dieser Gilde ist um so höher anzuerkennen, als den meisten Mitgliedern viel weniger an raschem Vorwärtstommen gelegen ist, als daran, das aristokratische Vorurteil zu durchbrechen, daß Fußwege dazu vorhanden seien, von Fußgängern ungefährdet benutzt zu werden.

Das Thema von unsrer jetzigen höhern Demokratie ließe sich noch weit ausführen. Für heute wollen wir nur noch der Gleichheit in den leiblichen Genüssen gedenken. Der Bierkultus hatte früher, abgesehen von Baiern, seine Stätte nur in studentischen Kreisen und wurde von andern Klassen und andern Altersstufen sehr mißfällig angesehen. Gegenwärtig ist man in immer weitern Kreisen

zu der Einsicht gelangt, daß jemand, der nur trinkt, um seinen Durst zu stillen oder wegen des Wohlgeschmacks, sich noch wenig über die Stufe des Tieres erhoben hat, daß Trinken, Vieltrinken, Zuvieltrinken ein Verdienst ist, ein um so größeres, je geringer der Genuß, und daß eine so wichtige Gelegenheit auch mit der nötigen Würde, mit strenger Beobachtung der bestehenden Gesetze betrieben werden muß. Es ist ein erhebendes Schauspiel, mit welchem Ernst Leute, die nie eine höhere Schule besucht haben, den Komment beobachten, Lässige aneifern und zur Pünktlichkeit anhalten. Solche strenge Gewöhnung an Ordnung und gute Sitte in der Kneipe kommt ohne Zweifel dem jungen Mann in seiner ganzen Lebensführung zu gute; wem es zur andern Natur geworden ist, gewissenhaft zuzutrinken und nachzukommen, wenn ihm auch der Stoff schon widerstehen sollte, der wird ebenso im Geschäft keine Pflicht vernachlässigen, jede noch so unangenehme Arbeit willig verrichten. Zudem reißt die allgemeine Annahme des Bierkomments die alte Schranke zwischen homines litterati und ignoti vollends nieder. Mit welcher Freude hörte ich einmal beim Vorübergehen an einer Herberge Handwerksgefallen („Arbeiter“ gab es damals noch nicht) nach der Weise des „Çaça geschmauset“ singen: Eberle, beberle, polnische Male!

Dem entsprechend schwindet auch die Exklusivität im Weintrinken. Mit Recht sagt der Beamte, der Professor u. s. w.: Wir müssen dem Geldprogen beweisen, daß wir ebenso wie er zum Dickhuhn berechtigt sind. Daher lassen sie bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit die Pfropfen springen, und die guten Rhein- und Moselweine werden bald von dem einen und alleinigen Champagner — oder um den korrekten, wiewohl widersinnigen Ausdruck zu gebrauchen — vom „Sekt“ gänzlich verdrängt sein.

So macht die Gleichheit die erfreulichsten Fortschritte, indem alle aufwärts, obenhinaus streben. Sa guter Hutten, auch in diesem Jahrhundert ist es eine Lust zu leben, und mehr als in deiner Zeit der Reformation!



Kamerun und der Tschadsee



achdem am 15. März zwischen Deutschland und Frankreich ein Vertrag abgeschlossen worden ist, der das Schutzgebiet Kamerun in feste Grenzen bringt, ist eine Periode der Geschichte Kameruns zum Abschluß gekommen. Da liegt es nahe, auf diese Periode zurückzublicken. Dieser Rückblick wird hoffentlich das Vertrauen in dem Leser befestigen, daß sich unser Schutzgebiet kräftig weiter entwickeln wird, so wie es das bisher gethan hat.